

Ein Besuch im French Hospital

Palmsonntag in Jerusalem

Ich bin vom Garten Gethsemane den Ölberg hinaufgestiegen und warte bei der Kapelle „Dominus Flevit“ auf die große Palmsonntagsprozession, die hier vorbeiziehen soll. Dominus flevit: Der Herr weint.

Jesus weint – so erzählt der Evangelist Lukas. Er weint über sein geliebtes Jerusalem, das so verstockt ist. Hatte er damals allen Grund dazu, so hätte er ihn heute nicht weniger. Durch das Altarfenster in der Kapelle sieht man auf die Altstadtkulisse mit ihrer Mauer und ihren Gotteshäusern: Al-Aksa-Moschee, Erlöserkirche, Grabeskirche, Felsendom ... viel Grund zu lieben und zu beten, zu streiten und zu hassen. Dominus flevit.

Da endlich die Prozession: Fahnen-träger und Palmwedelschwinger. Palästinensische Pfadfindergruppen in bunter Uniform mit fröhlich-chaotischem Marschtritt und Trommeln, die den Takt schlagen zum Gesang. Elegante Afrikanerinnen in grünweißen Gewändern, mit Turban und Stöckelschuhen – augenscheinlich nicht das passende Schuhwerk für den steilen Ölberg ... Eine Gruppe Koreaner schwingt statt Palmwedeln zarte Seidentücher und singt mit erhobenen Händen amerikanische Lobpreislieder.

Ich reihe mich ein in den endlos langen Zug, der sich langsam die enge Gasse hinunterschiebt, an jeder Biegung aufmerksam beobachtet von israelischen Soldaten. Was für eine unglaubliche Mischung! Was für ein kunterbuntes Völkchen Gottes, das da einziehen will nach Jerusalem! Am Tor zur Altstadt löse ich mich aus dem Zug. Denn ich habe noch etwa anderes vor: einen Besuch im French Hospital, einer Einrichtung des französischen Ordens der St. Josephs Schwestern.

Das French Hospital, ursprünglich als Allgemeinkrankenhaus gebaut, später als Krebsklinik genutzt, ist heute ein Hospiz. Auch schwer chronisch Kranke und alte Menschen werden hier aufgenommen und über lange Zeit gepflegt. Etwa fünfzig Patienten leben hier, umsorgt von fünfundzwanzig ausgebildeten Pflegekräften und ebenso vielen Volontären – auch von „Dienste in Israel“. Von diesem Personalschlüssel 1:1 können deutsche Krankenhäuser nur träumen. Statt weißer Sterilität offene Türen zu den Krankenzimmern

und gemusterte Bettwäsche mit bunten Decken darüber. Pflegerinnen und Pfleger teilen das Abendbrot aus. Die Station ist kurz vor dem Pessah-Fest penibel von allen Brotresten gereinigt. Es gibt jetzt schon Mazzen statt gesäuertem Brot.

Ich bin verabredet mit der Leiterin des Hauses, Schwester Monika. Sie trägt einen schlichten Kurzhaarschnitt, T-Shirt, einen weiten Rock und Sandalen. Mit wachen Augen erzählt sie lebhaft gestikulierend von ihrem Leben und ihrer Arbeit im French Hospital, für dessen Menschen ihr Herz schlägt. Als Theologiestudentin war sie aus Deutschland für ein ökumenisches Studienjahr



Foto: Dienste in Israel

Die Leiterin des French Hospital, Schwester Monika Düllmann

zum ersten Mal hierher gekommen. Es hat sie nicht nur der so genannte „Jerusalemvirus“ erwischt, der Menschen immer wieder in diese Stadt lockt. Nach Abschluss des Studienjahres und einigen Einsätzen als Volontärin im French Hospital bei den Schwestern von St. Joseph hat sie auch der „Ordensschwester-virus“ gepackt.

„**Es war**, als hätte ich mich plötzlich verliebt“, sagt sie. „Ich spürte ganz stark: Hier kommen die Fäden meines Lebens zusammen. Hier bin ich ich. Wie diese Schwestern – so mit Jesus leben, so für ihn leben, das ist auch meine Sehnsucht. Ich fand mich total verrückt, aber die Liebe Gottes erfahrbar zu machen, ohne Unterschiede zwischen Rasse,

Religion oder sozialer Stellung – das ist auch meine Berufung. Während meiner Volontärszeit starben zwei Menschen fast zeitgleich auf der Station: Ein berühmter Archäologieprofessor, dessen Forschungsergebnisse ich als Theologiestudentin kennen gelernt hatte. Und ein Beduine, der noch nicht einmal wusste, was eine Toilette ist. Beide wurden mit der gleichen Zuwendung von den Schwestern begleitet. Das war für mich ein Schlüsselerlebnis.“ Heute ist Monika Düllmann Mitte vierzig, hat nach ihrem Diplom für Theologie auch eine Ausbildung zur Krankenschwester gemacht und ist nun Direktorin des French Hospital.

Sie bietet mir Traubensaft an, kosher für Pessah. Das heißt, er ist garantiert ohne jeglichen Kontakt mit Gesäuertem hergestellt. Das French Hospital hat vom Oberrabbinat das Zertifikat „Koscheres Krankenhaus“ erhalten. Das ist wichtig. Denn jeder soll hierher kommen können. Das geschieht auch: Orthodoxe Juden, muslimische Araber und palästinensische Christen leben und arbeiten hier zusammen. Ein friedliches Miteinander, das in der Krisen geschüttelten Stadt wie ein Wunder erscheint.

Da besucht zum Beispiel eine katholische Nonne regelmäßig ihre kranke Schwester, die hier im Hospiz liegt. Nach deren Tod kommt sie noch einmal zurück ins French Hospital, um sich für die Pflege zu bedanken und sich zu verabschieden. Die Bett Nachbarin ihrer verstorbenen Schwester, eine orthodoxe Jüdin, umarmt sie herzlich. Großes Erstaunen bei den jüdischen Verwandten: Eine Umarmung zwischen Jüdin und katholischer Nonne?

Oder: Ein israelischer Soldat will seine sterbenskranke Mutter besuchen. Er findet niemanden, dem er seine Waffe anvertrauen kann. Mit geladener Waffe darf er jedoch das christliche Krankenhaus nicht betreten. Die Lösung: Das Munitionsmagazin aus dem Gewehr nehmen und in die Tasche am Hosenschein stecken. Mit dem Gewehr auf der Schulter kommt er auf die Station und trifft auf einen palästinensischen Pfleger. Der wohnt in Bethlehem. Jeden Tag muss er die schikanösen Kontrollen der israelischen Soldaten am Checkpoint überwinden, um zu seinem Arbeitsplatz in Jerusalem zu kommen. Manchmal



kommt er deshalb zu spät zur Arbeit, manchmal gar nicht. Aber alle wissen dann, warum. Die beiden Männer schauen sich in die Augen, der israelische Soldat fragt besorgt: „Wie geht es meiner Mutter?“ Freundlich berichtet der Palästinenser.

Das French Hospital ist ein Ort an der Grenze –

zwischen unterschiedlichen Religionen, zwischen Tod und Leben. Als es während der Teilung Jerusalems – zwischen 1948 und 1967 – noch buchstäblich an der Grenze lag, ereignete sich diese Geschichte: Direkt am Tor des Krankenhauses begann das Niemandsland zum arabischen Teil der Stadt. Dieses durfte unter keinen Umständen betreten werden. Eines Tages fiel nun einem Patienten sein Gebiss aus dem Mund. Unglücklicherweise direkt aus dem Fenster ins Gras dieses verbotenen Niemandslandes. Was tun? Die findigen Schwestern wandten sich an das Außenministerium und stellten einen schriftlichen Antrag. Der wurde bewilligt und eine hochoffizielle Delegation – ein englischer, ein jordanischer, ein israelischer Soldat und eine Schwester mit weißer Fahne – durfte das Niemandsland betreten und im Gras nach dem Gebiss suchen. Das Unternehmen war von Erfolg gekrönt und ein Foto von der Aktion hängt immer noch im Stadtmuseum.

Mitten in der lauten Metropole Jerusalem, mitten in einem gespaltenen Land, das neue Mauern baut, steht das kleine christliche Krankenhaus, in dem Mauern abgebrochen werden. Es ist ein Ort des Friedens. Hier zählt nur der Mensch. Hier tun alle möglichst das, was der einzelne Mensch gewollt hätte, auch wenn er es selbst nicht mehr formulieren kann. Respekt vor seiner Würde, seinem Leben, seinem Glauben – bis an die Grenze. Um Gottes und des Menschen willen. Das ist Schwester Monikas Credo, wie auch diese Geschichte zeigt: Ein Priester zelebriert die Beerdigung einer russisch-orthodoxen Christin. Sie war

nach langer Krebskrankheit im Hospiz gestorben. Mangels „offizieller“ Sargträger tragen Schwester Monika und eine russische Nonne den Sarg gemeinsam mit dem muslimischen Fahrer des Krankenhauses und dem jüdischen Onkel der Frau, der eine Kippa auf dem Kopf hat. Da betritt eine Frau mit Kerze und Blumensträußen in der Hand die Kapelle. Sie trägt ein Kopftuch. Schwester Monika ist erleichtert: Endlich eine orthodoxe Christin ... Nachher stellt sich heraus: Die Frau ist die jüdische Nachbarin der Verstorbenen. Sie hatte sich bei einer anderen Jüdin erkundigt, wie man sich denn wohl bei einer christlichen Beerdigung benimmt. „Es war eine sehr bewegende Beerdigung.“ Schwester Monika schmunzelt: „Eine Beerdigungsfeier als interreligiöse Begegnung – ganz schön verrückt ... Vielleicht auch ein wenig grenzwertig. Aber es war richtig so – für diese Frau ...“

„**Und was bringt Sie** an Ihre Grenze?“, frage ich die Ordensschwester. Sie schweigt. „Wenn ich Menschen leiden sehe und nichts tun kann“, sagt sie dann. „Trotz aller modernen Palliativmedizin gibt es auch heute Momente, da können wir nichts mehr tun. Nur dies: dableiben. Nicht weglaufen. Im Zimmer bleiben und den Schmerz mit aushalten. Das versuche ich dann. Da frage ich mich oft: Warum? Warum dieses Leid? Manchmal dauert es sehr lange, bis Menschen sterben dürfen und können.“

Dominus flevit. Der Herr weint. „Ja“, sagt Schwester Monika. „Christus weint. Vielleicht auch heute, an diesem Palmsonntag. Ich glaube, er weint mit jedem Menschen, der leidet. Weint über die

Welt, darüber, dass wir nicht begreifen, dass Gewalt nur Verlierer bringt. Weint auch über diese Stadt, dieses Land, das so schön sein könnte. Das Platz für alle hätte. Für Juden, Christen, Muslime.“

Sie erzählt mir von dem jüdischen Patienten, der hunderte Male am Tag vor sich hin gemurmelt hat: „Der Messias kommt! Der Messias kommt! Heute kommt er wirklich ...“ Nach seinem Tod bedankte sich seine Frau bei den Schwestern für die Pflege: „Für meinen Mann ist der Messias gekommen, weil er eure Liebe erfahren hat und in Frieden sterben konnte.“

Ich verabschiede mich und tauche wieder ein ins quirlige Großstadtleben. An der Kreuzung kommt mir trommelnd und Dudelsack spielend ein letzter Spielmannszug der Palmsonntagsprozession entgegen. Vor dem Damaskustor sammeln sich mehrere hundert Muslime zu einer Demonstration. Wieder sperrt die israelische Polizei die Kreuzung.

„**Dominus flevit.**“ Der Herr weint. Aber wer weiß: Wenn Christus auf dieses kleine Krankenhaus und seine Menschen schaut – vielleicht lächelt er da auch ...

*Andrea Schneider
ist Rundfunkbeauftragte unseres Bundes
aus Oldenburg*



Rundfunktipp

Deutschlandfunk, So., 16.3., 8.35 Uhr: Leben an der Grenze – Schwester Monika und ihr kleines Krankenhaus in Jerusalem (Andrea Schneider)